



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Paul Heyse. 4. : (Schluß.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Paul Heyse.

4.

(Schluß.)



er Erzähler Paul Heyse ist ohne Zweifel einer der populärsten Schriftsteller der Gegenwart — populär in jenem vornehmsten Sinne, daß seine erzählenden Dichtungen in den exklusivsten Kreisen der Gesellschaft gelesen werden und ihre Wirkung andererseits so weit hinabreicht, so weit, nach den Bildungsvoraussetzungen, ein Verständniß für das psychologische Moment der Dichtung und für die künstlerisch verklärte Realität in besondern Lebenserscheinungen und Vorgängen vorhanden sein kann. Schwerlich darf der Dichter bei dem ganzen großen Publicum seiner „Novellen“ darauf rechnen, überall seine Intentionen erfaßt, seine Empfindungen getheilt zu sehen. Dennoch enthält beinahe jede seiner Novellen einen Vorgang, einen Charakter, einen geheimsten, schwer definirbaren Reiz, welcher das große Publicum fesselt und interessirt. Ganz gewiß hat daran die Erfindung einen so starken, ja stärkern Antheil als die Kunst und Feinheit des Vortrags, der Hauch und Duft der Stimmung in und über diesen Gebilden. Andernfalls wäre schwer erklärbar, daß ein guter Theil der aufrichtigen Bewunderer unsres Novellisten neben seinen besten Novellen mit den rohesten äußerlichsten Darbietungen so vieler andern vorlieb nehmen kann. Indesß legt der Dichter auch auf diese naiven Leser Werth, denn ganz ausdrücklich hat er betont, daß der Novelle eine starke Silhouette nicht fehlen dürfe, ganz ausdrücklich begehrt, daß deren Grundmotiv etwas Eigenartiges, Specificisches schon in der ersten Anlage verrathe. Es kann ihn also nie verletzen, wenn eine Gruppe seiner Leser auf die Geschichte als solche und unbekümmert um ihren poetischen Gehalt den höchsten Werth legt, und er würde darin vielleicht nur eine Bestätigung seines Princips finden, daß auch der innerlichste und reichhaltigste Stoff zunächst darauf geprüft werden müsse, ob er „ein Specificisches habe, das diese Geschichte von tausend andern unterscheidet.“ Die große Mehrzahl derer, welche die Novellen des Dichters genießen und bewundern, wenn sie auch nicht gerade mit dem Literarhistoriker Brandes die Novelle „Der letzte Centaur“ und die poetische Erzählung in Terzinen „Der Salamander“ für die besten Productionen Heyses auf epischem Gebiet erachten, werden doch auf die Originalität, die Grazie seiner Darstellung, auf die seltne Rundung und die glücklichen Proportionen seiner vorzüglichsten Erzählungen so gut ein Gewicht legen, als auf die Fülle echten Lebens, rührenden und ergreifenden Menschenschicksals, das in der langen Reihe dieser in zwölf Bänden gesammelten Novellen enthalten ist. Ja wir dürfen sogleich einen Schritt weiter gehen und geradezu aussprechen, daß dem Dichter aus der Betonung des

specifisch novellistischen Moments, eines Factums, das so, in diesem Zusammenhang, mit dieser Wirkung nur ein einzigesmal existirt, eine leicht erkennbare Gefahr erwachsen ist. Heyse ist auf diesem Wege zu einer kleinen Anzahl von Novellen gelangt, die als bedenklich abenteuerlich, psychologisch raffiniert und gelegentlich gespenstlich spukhaft gelten müssen.

Soll daraus nun gefolgert werden, daß das Princip des Dichters zu verwerfen sei? Höchstens ließe sich doch fordern, daß er auch das Specificische wiederum einer Prüfung auf seinen allgemein poetischen Werth, seine poetische Gesundheit unterwerfe. Und welch ein Raffinement, welch ein Uebergewicht der Reflexion in der Natur eines Schaffenden würde mit dieser Forderung vorausgesetzt! Es ist einer der entscheidenden Beweise für die Isolirung, in welcher der wahrhafte Dichter sich in der Gegenwart befindet, daß das Gefühl für das poetische Muß, für die Macht der poetischen Phantasie, für den eigensten Reiz, welcher den Dichter lockt, einem Wege nachzugehen, an dessen Ende ein besondres Licht glänzt, so gut wie verloren gegangen ist. Man sagt wohl, der kleinen, der flüchtigen Production liege jenes dämonische Muß, jene höchste zwingende Gewalt, die den Schaffenden auf Tod und Leben in Erfassung großer Probleme, in die Ausführung großer Kunstwerke hineintreibt, nicht zu Grunde. Wer hat denn das künstlerische Muß so genau gemessen und gewogen, daß er hier mehr als ein instinctives, ein willkürliches Urtheil abgeben könnte? Im Verhältniß zum Umfang und zur Tiefe der Production mag das Muß für die kleinste Novelle so stark und so vollberechtigt sein wie das, welches die schaffende Kraft zum großen Drama, zum Epos oder Roman treibt, ja während für die großen Formen die Mitwirkung der Reflexion (wohlgemerkt der künstlerischen Reflexion!) gar nicht zu entbehren ist, kann für die kleinere Erzählung die gleiche Unmittelbarkeit, die gleiche Spontaneität des ersten Eindrucks, der zeugenden Stimmung gedacht werden, wie für das lyrische Gedicht. Mit alledem soll das Recht der Kritik, jede poetische Schöpfung nach bestem Wissen zu beurtheilen, nicht verkümmert, es soll nur wieder einmal festgestellt werden, daß nicht jede künstlerische Unzulänglichkeit oder Irrung, welche die Kritik erkennt, ohne weiteres eine Verantwortlichkeit für den Dichter in sich schließt. Die frische Zuversicht des Schaffenden, den Stoff, der ihn ergriffen hat, frisch zu gestalten, bleibt die Grundlage aller Poesie, und bei einer im innersten Kern edeln und wahrhaften Natur ist wenig Gefahr, daß der Irrungen zu viele werden. Es gilt eben Goethes Wort, daß alles, was das Genie als Genie thue, unbewußt geschehe. „Kein Werk des Genies kann durch Reflexion und ihre nächsten Folgen verbessert, von seinen Fehlern befreit werden; aber das Genie kann sich durch Reflexion und That nach und nach dergestalt hinaufheben, daß es endlich musterhafte Werke hervorbringt.“ Fügen wir hinzu: kein Talent ist sicher, daß es nicht gelegentlich von einer unerquicklichen Stimmung beherrscht, von einem unergiebigen Lebensvorgange oder einem ungesunden Problem angezogen werde. Aber das Talent ist andererseits

sicher, daß es immer wieder zu innerlich gesunden, voll ergreifenden Handlungen und Menschengestalten und damit zu wohlthuedenden Wirkungen zurückkehren wird, wenn seine Antriebe innerlich rein geblieben und seine zeugenden und bildenden Kräfte nicht erschöpft sind.

Machen wir vom allgemeinen Satz die besondere Anwendung auf Heyses novellistische Production, so ergibt sich die Wahrheit des Gesagten. Wer könnte leugnen, daß keineswegs alle Erzählungen des Dichters die gleiche Bedeutung besitzen, keineswegs alle von jenem entzückenden Gleichmaß zwischen Gehalt und Ausfühung sind, welches einige derselben als kleine Meisterwerke erscheinen läßt? Aber wer wollte andrerseits in Abrede stellen, daß doch die Mehrzahl dieser Novellen, in dem Stück Welt, das sie spiegeln, in der Eigenart menschlicher Natur, die sie offenbaren, ein volles Lebens- und Wirkungsrecht hat? Die moderne kurzathmige Hast, welche die Quintessenz zusammt der ganzen Entwicklung jedes Dichters und Künstlers in zwei oder drei leicht zu kennende Gebilde gebannt sehen möchte, versteigt sich wohl zu Uibernheiten, wie jene: Heyse hätte sich begnügen sollen, zwei, drei Novellen („L'Arabiata“, „Das Mädchen von Treppi“, vielleicht noch „Der Weinhüter von Meran“) zu schreiben, oder: man habe in „L'Arabiata“ eigentlich die gesammte Heyssische Novellistik. Echte Genußfähigkeit wird eben nur die eine und andre aus der großen Zahl für ganz entbehrlich erachten und sich dabei immer noch erinnern, welche geheimnißvollen, subjectiven, nicht bloß Neigungen, sondern Launen bei unsern Kunsturtheilen mitsprechen, wird im ganzen an dieser Fülle meist sonniger Lebensdarstellung reine Freude empfinden.

Die Mehrzahl der Heyssischen Novellen sind, wie es in der Ordnung ist, Liebesnovellen. Vereinzelte Rückfälle hochwohlweiser Pädagogen und armselig nüchternen Naturen abgerechnet, bestreitet ja unsrer Poesie niemand das Recht mehr, die Menschengeschicke in ihrem entscheidenden Momente darzustellen. Für die Novelle zumal, für welche nur der Einzelne und sein Erlebniß, und Gesellschaften, Völker und Staaten höchstens im Hintergrunde existiren, wird sich unwillkürlich das Verhältniß des Mannes zum Weibe und umgekehrt, der Moment und tiefste Grund ihrer Anziehung und Abstoßung, die Concentration des Lebens in ein höchstes Erlebniß als der ausgiebigste poetische Vorwurf erweisen. Es ist allen Lesern gegenwärtig, in welcher Mannichfaltigkeit Heyse das uralte und ewige Thema behandelt, mit wie wechselnden Begebenheiten er das eine und ewige Geschick der Sterblichen verknüpft und wie tief er in die Verschiedenheit der menschlichen Seelen hinabsteigt, welche jeder Verallgemeinerung spottet und deren innerstes Gesetz eben darum nur vom Dichter erkannt werden kann. Indes so reich und schier unerschöpflich Heyse in Liebesnovellen ist, andre Themen und Conflictte sind bei ihm nicht ausgeschlossen; selbst an einer Handlung, welche aus einem den ganzen Menschen verzehrenden und ihn gleichsam zu Stahl härtenden Rachegefühl hervorstößt, fehlt es in seinen Novellen nicht („Andrea

Delfin“). Die Einzelcharakteristik derselben, welche uns viel zu weit führen würde, müßte zunächst den Phantasiereichtum, die lebendige, warme Mitempfindung für die grundverschiedensten Charaktere und Lebensschicksale, die feine Spürkraft für den Kern in jeder Menschennatur und darum auch in jedem Schicksal, die vollendete Ineinanderwebung der Stimmungen rühmen, die der menschlichen Seele entsteigen und derer, die von der Außenwelt in die Seele hineingehaucht werden. Sie müßte als den Vorzug des Dichters seinen Glauben an den Adel der echten Natur wie der innerlich freien Bildung hervorheben. Fast alle seine Charaktere tragen eine unveräußerliche Selbstachtung in ihrem Busen, die nicht vor Irrungen und Kämpfen, aber vor dem Gemeinen bewahrt. Sie würde endlich die Virtuosität des Vortragstones hervorheben müssen, welche sich dem jeweiligen Stoff anschmiegt und alle Töne anzuschlagen versteht, ohne (was in den Dramen gelegentlich geschieht) den eigentlichen Grundton des Dichters zu verleugnen. Und sie würde jeden dieser Vorzüge mit zahlreichen Beispielen belegen können. Die eigenartigen Mängel, auch der novellistischen Dichtungen Heyses, würden daneben weit minder ins Gewicht fallen. Sie sind zum Theil schon in der Einleitung angedeutet worden. Eine übergroße Vorliebe des Dichters für körperliche Schönheit, eine stark hervortretende Neigung, die innerlich vornehmen Naturen vielfach in die Bedingungen einer sorglosen und arbeitslosen Existenz hineinzustellen, so daß man mit einem gewissen Scheine des Rechts von „Comfortnovellen“ hat sprechen können und gewisse Leser Heyses sich in den hart arbeitenden, hart entbehrenden und dabei doch adlichen Menschenfiguren in den „Kindern der Welt“ gar nicht zurechtzufinden vermochten; weiterhin die Lust Heyses an allerhand feltamen, gewagten, verfänglichen Abenteuern und gelegentlich an peinlichen Problemen („Lottka“, „Judith Stern“, „Der Kinder Sünde der Väter Glück“), zuletzt eine gewisse hier und da hervortretende Neigung des Dichters, das warm sinnliche Leben seiner Gestalten so zu verhüllen, daß sie in den Verdacht der Lüsterheit kommen können — alles das aber, doch nur vereinzelt und vorübergehend, gegenüber einem sichern Blick und hinreißender Fassungskraft für das Leben, seine Leiden und Wonnen, seinen ganzen Werth, wenn voll und recht gelebt wird.

Es ist eine mißliche Aufgabe, aus der großen Zahl der Heyse'schen Novellen diejenigen nennen zu sollen, welche die gedachten Vorzüge am stärksten entfalten, von den Mängeln am wenigsten zeigen. Wie leicht spielt hier dem Beurtheiler, auch dem, der manche Stimmen gehört und sein eignes Empfinden mit dem Empfinden anderer verglichen hat, die subjective Neigung einen Streich. Und an welche dem Dichter beim unbefangnen Leser ganz erfreuliche Zufälligkeiten heftet sich die stärkere Wirkung, die eine Novelle ausübt! Hier eine Gestalt, ein Gesicht, das an selbst geschauter mahnt, da der wunderjame Duft, das Licht eines Tags im Gebirge oder auf den sonnigen Straßen italienischer Städte, hier eine Stimmung, die der Dichter aus der eignen Seele entwendet zu haben

scheint, und die er nur reiner, klarer zurückgiebt! Versuchen wir alle solche Momente zurückzudrängen und überlaufen die Reihe der Heyse'schen Novellen nur mit dem Blick auf vollendete Gestaltung, die reinste Durchbildung der Form einer von Haus aus poetischen und ergiebigen Erfindung, so treten zunächst die Novellen „L'Arabiata“, „Am Tiberufer“, „Die Einsamen“, „Das Mädchen von Treppi“, „Die Stickerin von Treviso“, „Annina“, „Im Grafenschloß“, „Der Weinhüter von Meran“, „Das Bild der Mutter“, „Die Reise nach dem Glück“, „Geoffroy und Garcinde“, „Die Wittve von Pisa“, „Das Ding an sich“, das geniale Capriccio „Der letzte Centaur“, „Frau von F.“ aus der Zahl der andern hervor. Doch demnächst überkommt uns die Erinnerung an manche andre, die in sich eine tiefre Leidenschaft, ein volles Stück Leben und Abenteuer oder eine jener fesselnden Frauengestalten birgt, welche unter allen modernen Dichtern Heyse am besten zu zeichnen versteht und somit Anspruch erhebt, in die Gruppe der besten gestellt zu werden.

Von der Novelle aus hat sich Heyse zum Roman erhoben. Der Entschluß, sich in breiter Welt Darstellung zu versuchen, kann einem Dichter von seiner Anlage und seinem besondern künstlerischen Naturell nicht ganz leicht geworden sein. Denn jedem Leser der Heyse'schen Novellen muß es klar werden, wie voll sich die eigenthümliche Kraft des Poeten und sein Sinn für künstlerische Anlage und festen künstlerischen Abschluß in den besten Novellen ausleben, wie eins mit sich selbst und sicher er in dieser Form auftritt. Gleichwohl giebt es für den Künstler keine Wahl, wenn ein größerer Stoff, der breite Anlage und Ausföhrung fordert, sich seiner Phantasie bemächtigt, wenn die poetische Idee im engen Rahmen nicht zu Recht gelangen kann. So trat Heyse mit seinem ersten Roman „Kinder der Welt“ im Jahre 1872 hervor. Es war in gewissem Sinne eine verhängnißvolle Zeit, in welcher der Roman zuerst veröffentlicht ward. Mitten im Carneval jenes üppigen, frevelvollen Uebermuthes, der die unliebliche Folge des großen Jahres 1870 gewesen, mitten in der Gründer- und Schwindelperiode, welche alle andern Götter als die Götter Staat und Mammon aus ihren Tempeln treiben wollte und im Grunde auch den Gott Staat nur für eine Art Untergott des großen Mammon betrachtete, erschien Heyse's Roman, der in seinem Grundcharakter in einem eigenthümlichen Gegensatz zu den frühern Schöpfungen des Dichters stand. Er war herber, ernster als irgend eine auch der tragisch verlaufenden Novellen, er spielte sich in Berliner Lebenskreisen und auf einem Hintergrunde ab, welcher die Wirkungen der sonnigen Landschaften, in die Heyse seine Novellen meist hineingestellt hatte, nicht haben konnte, er ergriff ein Problem, welches „zeitgemäß“ schien und doch in dem Sinne, in dem es Heyse zu lösen suchte, nicht leicht unzeitgemäßer hätte sein können. Während die herrschende Stimmung der Durchschnittsmasse aus der Weltanschauung, zu der sich auch Heyse mit seinem Roman bekannte, aus der Abwendung vom kirchlichen Leben sich das Recht schöpfte, jeden reinen Sinn, Scham und Scheu bei Seite zu werfen, erhob

der Dichter die höchsten ethischen Forderungen und setzte von seinen „Kindern der Welt“ voraus, daß sie das Goethische „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“ um so voller ausüben, je gewisser ihnen nichts als das geblieben sei. Das empfindet man heute, wo der Lärm, der Heyses ersten Roman begrüßt, längst verhallt ist, stärker und sicherer als damals. Die „Kinder der Welt“ stellen gleichsam einen poetischen Protest dagegen dar, den sittlichen Werth des Menschen nach seinem Verhältniß zu den Fragen des Jenseits zu messen, und führen eine ganze Reihe von Gestalten vor, welche es mit dem Gedanken, daß sie sich hier ausleben, hier ihr Dasein rechtfertigen müssen, bitter ernst nehmen und dabei doch das Leben als ein werthvolles Gut empfinden. Wir dürfen auf keine Controversen über den philosophischen Gehalt des Romans eintreten, er rührt an so ernste und tiefe Fragen, daß wir weit ausholen und uns mit jeder einzelnen Gestalt und jeder Sentenz auseinandersetzen müßten. Das Recht des Dichters, diese Dinge in den Kreis seiner Darstellung zu ziehen, liegt einfach in seinem Rechte, das ganze Leben darzustellen, begründet. Was Menschen erfüllt und bewegt, beseligt und niederschmettert, auf ihre Charaktere und Schicksale tief einwirkt, kann an sich der poetischen Verwendung nicht entzogen werden und droht immer nur durch die Art der Behandlung, außerpoetisch zu bleiben. Heyse ist dieser Gefahr ausgewichen — aber auf Kosten seiner Idee. Die Erlebnisse des Haupthelden, seine Liebesbeziehungen zu der unseligen Toinette und zu Lea König könnten beinahe (nicht ganz) von einem jungen Privatdocenten der ungläubigen Philosophie auf einen jungen Docenten der orthodoxen Theologie übertragen werden. Im allgemeinen läßt sich zunächst erinnern, daß in dem in Rede stehenden Roman Licht und Schatten verzweifelt ungleich vertheilt erscheinen. So wenig als alle Repräsentanten der von Paul Heyse befehdeten Anschauung und Gesinnung Loriners sind, so wenig zieht die vom Dichter vertretene Anschauung überall und immer Edwins und Balders, ja auch nur Marquards groß. Und wollten wir gelten lassen, daß der Poet, da er hier einmal Tendenzschriftsteller geworden, nur ein Repressionsrecht gegen die gläubigen Schriftsteller geübt habe, die von den Kindern der Welt bedenkliche Caricaturen zu entwerfen pflegen, so bleibt auch in seinem Sinne ein wunderbarer Widerspruch in der Seele und dem Verhalten seiner Hauptgestalten. Sie alle sind „Kinder der Welt, die nicht wissen, woher sie kommen und wohin sie gehen,“ sie alle bescheiden sich dabei, zu erfahren, „wie viel wir überhaupt zu wissen fähig sind und wo die ewig dunklen Abgründe liegen.“ In dieser Bescheidung, dünkt uns, sind sie nicht berechtigt, einen so hohen und aggressiven Ton anzuschlagen — sie wissen von den höchsten und letzten Dingen nicht mehr als die andern, die sich bescheiden, zu glauben. Doch läßt sich hier kein Schritt zu einem Urtheile thun, ohne sofort vom ästhetischen Gebiet hinweg auf andres Terrain zu gerathen. Rein als Kunstwerk betrachtet, leidet der Roman „Kinder der Welt“ an stärkern Gebrechen als irgend welche andern Werke Heyses. Die Composition entbehrt der einheitlichen Geschlossen-

heit, die den Dichter sonst auszeichnet, die Handlung wird nur möglich durch stärkere äußere Unwahrscheinlichkeiten, als seine Erfindungen je aufgewiesen. Daß der Roman eine Fülle poetischen, zum Theil wunderbar feinen Details enthält, daß er im allgemeinen den Kreis der Charakteristik, in dem sich Heyse bis dahin bewegt, energisch erweitert, wird niemand in Abrede stellen. Allein auch in der Stimmung ist der Dichter trotz gewisser vorzüglicher Momente im ganzen nicht so glücklich wie anderwärts. Es ist als ob die Abstractionen, welche er in den Gang seiner Geschichte hereinziehen muß, lähmend gewirkt hätten. Das schlichte, armuthselige Leben Edwins und Balders in dem Roman soll ein köstliches Idyll mitten im heißen, staubigen und weltstadtlärmigen Berlin sein, und doch will uns dabei nicht heimisch, nicht traulich zu Muth werden. Das Schicksal der durch ihr Blut, ihr unüberwindliches Naturell in schwere Conflictte geführten Toinette müßte uns mit tiefer und frommer Rührung ergreifen, und doch fröstelt uns meist dabei. Der schwere Eindruck, den verfehlte, resignirte, irreführende Existenzen, wie sie dieser Roman so vielfach aufzuweisen hat, in der Seele des Theilnehmenden zurücklassen, wird durch die letzten Entschlüsse und Bethätigungen dieser Gestalten kaum gelöst — an Mohrs innerlichen Frieden in seiner Vaterrolle, an Marquards Glück neben der behaglich ihre natürlichen Grenzen erweiternden Adele und andre Dinge dieser Art glaube wer kann. Der Humor, welcher Gestalten wie den wackern Berliner Schustermeister und Fortschrittsmann Gottfried Feyertag genießbar machen soll, schmeckt dünn und ein wenig anfäuerlich. Und mit einem Worte: der Stil, der meisterhafte Vortrag muß in den „Kindern der Welt“ einen viel größern Theil der Wirkung und des Respects, den das Werk einflößt, übernehmen als in irgend einer andern Schöpfung Heyses.

Es ist, als ob der Dichter mit seinem zweiten Roman „Im Paradiese“ (1876) auf sein eigenstes Gebiet zurückgekehrt sei und eine Fessel gesprengt habe, die er sich selbst angelegt. Die Luft, welche durch diesen Münchener Künstlerroman hindurchweht, läßt den Poeten und mit ihm seine Leser freier athmen, in diesem Roman sind thatsächlich, wie es im Widmungsgeheimnis heißt, „unscheinbare Wirklichkeiten mit Märchenduft umweht,“ er ist voll aus Erlebniß und freudigen Antheil geschöpft. Der leichte Ton, den trotz eines tiefem und, wie nicht verschwiegen sei, keineswegs unansehnlichen Grundmotivs die Erzählung anschlägt, der wirkliche Humor, der hier Situationen und Gestalten beseelt, der unendlich große Reichthum und die wohlthuendere Charakteristik in den meisten Nebenfiguren tragen über gewisse bedenkliche Theile der Composition rascher hinweg, als in den „Kindern der Welt.“ Die Totalität der Schilderung Münchens und seiner besondern Lebensatmosphäre, der Hintergrund des Romans wächst hier zu einer fast über großen Bedeutung an. Und in der Gestaltung ist es nicht unwesentlich, daß gewisse Nebenfiguren, Kossel, Rosenbusch, vor allem der Cornelianer Philipp Emanuel Kohle, der Oberlieutenant Schnez, fast stärkere Sympathien einflößen als die Hauptgestalten von Felix und Irene, von Hans und Julie. Hansens

Doppelthätigkeit, der Bildhauer mit der Heiligenfabrik, für den daneben „das Nackte die Kunst ist,“ gehört nicht zu den glücklichsten Einfällen des Dichters. Allein die frische Stimmung, welche das ganze Werk durchhaucht, die Fülle quellenden Lebens im gesammten Detail, die gewollte und unbewußte Widerspiegelung von tausend Eindrücken und Erlebnissen, die ihren alten Reiz und Zauber bewährt, läßt nicht leicht ein andres Gesamtgefühl aufkommen als die Freude an der Frische und der fortdauernden Leistungsfähigkeit unsres Dichters. Gerade dem Roman „Im Paradiese“ gegenüber empfinden wir lebhaft, wie schlecht „diese Zeit“ sich selbst kennt, wenn sie sich erzählen läßt, daß ihren Menschen die Sehnsucht nach individueller Bethätigung und persönlichem Glück abhanden gekommen oder nicht weiter von nöthigen sei. Der brave Rosenbusch, der sich so tapfer durch den französischen Winterfeldzug von 1870 – 71 schlägt und dabei sein kleines Glück und seine kleine Kunst fein im Herzen bewahrt, drückt das wahre Verhältniß glücklich genug aus.

Was der Dichter noch zu geben haben mag, dürfen wir vertrauensvoll erwarten. Seine letzten Veröffentlichungen bezeugen, daß in manchem Leid und Schmerz die glückgewohnte Natur nicht gebrochen, sondern gestählt worden ist. Inzwischen aber reicht das, was wir heute in den Kreis unsrer Besprechung ziehen konnten, und was den „Gesammelten Werken“ bis jetzt einverleibt ist, zu ernster Betrachtung und für die Gewißheit, daß hier ganz andre Elemente als diejenigen wirksam sind, aus denen man sich das Epigonenthum in der Literatur zu construiren pflegt. Die ganze Frage drängt sich in einen Satz zusammen, ob Heyse einer der ersten oder letzten Dichter seiner Art sei. Hoffen wir, trotz vielem, was dagegen zu sprechen scheint, einer der ersten, und halten an der Zuversicht fest, daß die deutsche Dichtung ihr letztes Wort noch nicht gesprochen habe!



Lauchstädt.

Ein Badebad vor hundert Jahren.

(Schluß.)



rieg giebt in seinem schon angeführten Büchlein „Bad Lauchstädt sonst und jetzt“ ein glaubwürdiges Bild von dem Lauchstädter Badeleben und der Zusammensetzung seiner Badegesellschaft im vorigen Jahrhundert. In keinem deutschen Bade jener Zeit, sagt er, sei der Gegensatz der beiden nach Wesen und Eigenthümlichkeit so verschiedenen Bildungskreise, in denen das Leben und Treiben der Gesellschaft während des vorigen Jahrhunderts sich abgrenzte, so scharf hervorgetreten wie gerade in Lauchstädt. Während auf der einen Seite die äußerlich steife und